
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 239. Bromberg, den 19. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(18. Fortsetzung.)

Sein Antlitz war so hart und ausdruckslos wie immer, doch ein Unterton klang in seiner Stimme, der dem Anwalt neu war, — es war wie ein Flehen. Nachdenklich sah er Thalassa an.

„Sie wünschen hierzubleiben, bis Sie sich über Ihre Zukunft klargeworden sind, nicht wahr?" fragte er.

„So ist es", war die kurze Erwiderung.

Herr Brimsdown hatte das Gefühl, daß mehr dahinterlag, — ein tiefer, geheimer Grund.

„Gut, Thalassa", sagte er recht freundlich, behielt ihn aber mit Falkenblick im Auge, „Ihre Bitte ist an sich nicht unvernünftig. Ich glaube auch, sie könnte erfüllt werden. Ich werde trachten, es zu ermöglichen, doch hätte ich gern, wenn Sie mir vorher einige Fragen beantworteten."

„Was wünschen Sie zu wissen?"

„War Ihres Herrn Tochter hier — im Haus — ich meine — am Abend, da er starb?"

Thalassas Züge wurden hart. „Auch Sie?" fragte er. „Ich sage wieder, wie einmal schon: Sie war nicht hier."

„Das sagten Sie", entgegnete sanft Herr Brimsdown, „es fragt sich nur — sprachen Sie die Wahrheit? Wissen Sie etwas von den Ereignissen jener Nacht, so schaden Sie Fräulein Turold nur, wenn Sie schweigen."

Einen Augenblick lang glaubte Brimsdown etwas erreicht zu haben. Er hätte schwören können, daß es sekundenlang wie ein Zögern, wie Unentschlossenheit über das ernste Gesicht des alten Mannes glitt. Doch das ging gleich vorüber. Thalassa wandte sich zum Gehen, und gleichgültig klang es, als er nun sagte:

„Wenn Sie so rechnen, ist es wohl besser, ich packe meine Sachen."

„Oh, ich machte das nicht zur Bedingung", gab der Anwalt zurück. „Sie können hierbleiben und das Haus beaufsichtigen, bis Sie sich zu anderem entschlossen haben. Robert Turolds altem Diener gebührt wohl Berücksichtigung. Wenn Sie mir später Ihre Pläne mitteilen, will ich Ihnen gern an die Hand gehen. Ich bin überzeugt, daß das im Sinn Ihres verstorbenen Herrn wäre."

„Ich mag nichts von ihm", entgegnete Thalassa, „von dem verdammten schwarzen Schuft!"

Herr Brimsdown erschrak vor diesem wilden Ausbruch, doch aus des alten Mannes Blick sprach soviel Unversöhnlichkeit, daß der Verweis, mit dem er des anderen Worte rügen wollte, ihm auf der Zunge erstarb. Thalassa verharrte ein Weilchen schweigend und sprach dann weiter:

„Danke dafür, daß ich noch ein wenig hierbleiben darf. Und nun erzähle ich Ihnen etwas — von ihm." Wieder wies sein Daumen nach dem Nebenzimmer. „Es war in der darauffolgenden Nacht."

„Meinen Sie die Nacht, die seinem Tode folgte?"

„Ja. Da war jemand oben in seinem Zimmer — in seinem Zimmer."

Herr Brimsdown sah überrascht um sich, als suche er eine Gestalt im Schatten. „Hier?" fragte er flüsternd.

„Ja, bestimmt hier. Ich erwachte unten in meinem Bett und mir war, als habe jemand meine Schulter berührt. Eben wollte ich mich auf die andere Seite drehen und weiterschlafen, als ich von oben Lärm hörte."

„Was für einen Lärm?"

„Als ob Papier raschelte. Ich lauschte ein wenig, dann hörte es auf. Nun krachte ein Schrank im Nebenzimmer, wohin wir ihn getragen hatten. Und im anderen Zimmer, gerade über meinem Kopf, begann das Rascheln von neuem. Unten schlug der Hund an. Ich sprang auf und rannte hinauf, so schnell ich konnte, doch oben war niemand — nur er. Der Hund wäre wohl vor einem jeden erschrocken, denke ich. Am nächsten Morgen stand das Fenster des Empfangszimmers weit offen."

„Waren Fußspuren unter dem Fenster?"

„Ein Mensch hinterläßt auf Felsen keine Fußspuren."

„Wie spät war es?"

„Es mag Mitternacht gewesen sein, schätze ich."

„Hörte Ihre Frau den Lärm?"

„Nein. Sie lag zu Bett und schlief."

„Wissen Sie bestimmt, daß Sie das nicht träumten?" fragte Herr Brimsdown mit scharfem, durchdringendem Blick.

„Das offene Fenster war kein Traum", war die mürrische Antwort.

„Vielleicht ließen Sie selbst es offen?"

„Nein. Ich schließe an jedem Abend vor Einbruch der Dunkelheit die Fenster."

„Verriegeln Sie sie?"

„Nicht immer."

Herr Brimsdown ließ sich nicht merken, wie skeptisch er über das Ganze dachte, als er Thalassa nun für die Mitteilung dankte. Thalassa verweilte noch, als läge ihm etwas auf dem Herzen. Unvermittelt fragte er:

„Weiß man etwas von Fräulein Sisily?"

„Nicht das Geringste, Thalassa."

Worauf er sich wandte und aus dem Zimmer ging, während der Anwalt seiner Erzählung von dem nächtlichen Eindringling nachsann. Herr Brimsdown aber kam zu dem Entschluß, daß das Ganze offenbar ein Phantasiebild gewesen sein müsse.

Wieder sah er die Papiere durch, unterbrach aber dies Suchen nach einigen Minuten und wanderte ruhelos im Zimmer umher. Moderduft schien die Luft zu füllen. Er trat an eines der Fenster und riß es auf. Und während Herr Brimsdown Seeluft in sich sog und aus dem Fenster blickte, bemerkte er eine dicht verschleierte Frau, die von den Klippen her rasch auf das Haus zukam.

Sie verschwand fast sofort aus seinem Gesichtskreise, doch gleich darauf hörte er Schritte und das Öffnen einer Tür. Wieder stand Thalassa auf der Schwelle. Diesmal verweilte er nicht. „Besuch für Sie", meldete er kurz und mürrisch. Dann ging er.

In der offenen Tür stand die Frau, deren Kommen er eben beobachtet hatte. Sie trat näher.

„Herr Brimsdown?“ fragte sie.

„So heiße ich“, sagte erstaunt der Anwalt. Er erkannte in ihr die Frau, die ihm nachgestarrt hatte, als er von Austin Turold ging, doch ihren heutigen Besuch konnte er sich nicht erklären.

„Ich sehe, daß Sie sich meiner nicht erinnern“, sagte sie traurig.

„Ich nehme an, daß Sie Frau Brierly sind.“

„Ja. Doch als Mädchen hieß ich Mary Pleasington. Ich erkenne Sie gut, doch ich bin wahrscheinlich verändert.“

Überrascht hörte Brimsdown den Namen. Es fiel ihm schwer, in dem welken Weib vor ihm die hübsche Tochter seines alten Klienten Sir Rogar Pleasington zu erkennen, dessen Schulden und Rechtshändel vor zehn Jahren durch seinen Tod beigelegt worden waren. Es war ihm auch noch gegenwärtig, daß die Verlobung seiner Tochter mit einem mittellosen jungen Künstler seinerzeit in der Gesellschaft viel Aufsehen erregt hatte. Die Jahre ihrer Ehe hatten ihr übel mitgespielt, denn Schönheit und Lebhaftigkeit waren ihr völlig abhanden gekommen.

„Sie sind der Rechtsfreund des verstorbenen Herrn Turold?“ fuhr sie nach einer Pause fort.

Herr Brimsdown, seit jeher ein Feind aller unnötigen Worte, verneigte sich nur leicht.

„Ich nehme an, daß Sie nach Cornwall kamen, seine Todesursache zu ergründen?“

Herr Brimsdown schwieg, er wartete auf mehr.

„Ich — ich möchte mit Ihnen darüber sprechen.“ Ihre Lippen bebten wie in innerer Erregung.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ fragte er und rückte einen Sessel zurecht.

„Bitte, betrachten Sie, was ich Ihnen sagen werde, als streng vertrauliche Mitteilung“, drängte sie, und ihre Stimme sank zum Flüstern.

„Betrifft es Herrn Turolds Mörder?“

„Möglich.“

In Erinnerung an früheres Belauschtwerden in diesem Hause erhob sich der Anwalt und schloß die Tür. „Ich kann dergleichen nicht versprechen“, sagte er fest, als er an seinen Platz zurückkehrte.

„Nein, nein — gewiß nicht“, beschwichtigte sie rasch. „Es war unrecht, dies zu verlangen. Ich kam hierher, Ihnen alles zu sagen. Als ich Sie heute nachmittag sah, wußte ich, die Vorsehung habe mein Gebet erhört und jemand gesandt, dem ich uneingeschränkt vertrauen kann. Ich will Ihnen alles erzählen. Zu diesem Zweck suchte ich Sie auf.“

Es schien ihr schwer, einen Anfang zu finden. Ihre mattgrauen Augen wanderten unstet umher, ehe sie mit merklicher Anstrengung begann:

„Was ich Ihnen mitteilen werde, weiß ich bereits seit einiger Zeit, doch konnte ich mich nicht zum Äußersten entschließen: die Polizei zu verständigen. Zuweilen will mir scheinen, als wäre es belanglos, leicht erklärlich und ohne jede Wichtigkeit. Doch manchmal — des Nachts — nimmt es fürchterliche Bedeutung an. Ich brauche Rat, — klugen Rat!“

Sie hielt inne, und da er aufmunternd nickte, fuhr sie fort:

„Herr Austin Turold und sein Sohn waren während der letzten sechs Wochen unsere Hausgenossen. Herr Robert Turold hatte das vorher mit mir vereinbart. Ich hatte früher nie dergleichen getan, doch mein und meines Mannes Einkommen genügt nicht, um unsere Bedürfnisse zu decken. Und schließlich muß man leben.“

Herrn Brimsdowns zustimmendes Kopfnicken bestätigte diese Feststellung, Frau Brierly aber beachtete dies nicht.

„Deshalb, und auch um Herrn Turold entgegenzukommen, beschlossen wir, seinem Bruder und dessen Sohn Gastfreundschaft zu gewähren. Die Bedingungen waren günstig, und es waren Leute aus guter Familie. Dies letztere erleichterte den Entschluß, und das Geld half. Doch hätte ich gewußt, hätte ich geahnt —“

„Was? Herrn Turolds Tod?“

„Ich meine — alles“, gab sie erregt zurück. „Ich habe einen guten Namen, gehörte einst zur Gesellschaft. Und auch meines Mannes Ruf als Künstler ist zu berücksichtigen. Nicht um alles in der Welt möchte ich ins Gerede kommen. Mein Mann war nicht dafür, die Herren Turold ins Haus zu nehmen. Er sagte, es sei deklassierend, Zimmer zu vermieten. Jetzt wünschte ich, ich hätte auf ihn gehört.“

Geduldig lauschte Herr Brimsdown. Die langjährige Erfahrung, die ihm bezüglich weiblicher Aussagen erwachsen war, lehrte ihn, auch den Fluß dieser Rede nicht zu beschleunigen.

„Sie waren beide sehr nett und ruhig, besonders Herr Austin Turold“, fuhr sie fort. „Der Sohn war viel zurückhaltender, doch wir sahen ihn selten, er war so viel außer Haus. Der Verkehr mit Herrn Austin Turold aber tat meinem Manne wohl. Er selbst sagte es mir.

Am Tage, da sein Bruder starb, sahen wir nicht viel von Herrn Austin Turold. Am Nachmittag war das Begräbnis von Frau Turold gewesen, und als er heimkam, glaubte ich, er würde nun lieber sich selbst überlassen bleiben wollen.

Er trat in seinen Salon und blieb dort. Mein Mann und ich gingen an diesem Abend bald zu Bett. Später aber wurden wir durch sehr lautes Klopfen am Tor geweckt. Wir hörten Herrn Austin Turold, der noch wach war, hinuntergehen und öffnen. Dann vernahmen wir eine sehr laute Stimme — es war, glaube ich, Herrn Robert Turolds Diener. Er sagte Herrn Austin, sein Bruder sei erschossen aufgefunden worden. Herr Turold kam wieder herauf, und einige Minuten später hörten wir, daß er das Haus verließ.

Ich war so bestürzt, daß ich aufstand und mich ankleidete, um seine Rückkehr abzuwarten. Ich dachte, eine Tasse Kaffee werde ihm gut tun, wenn er heimkehre, und ich beschloß, selbst hinunterzugehen und Kaffee zu bereiten. Als ich über den Flur ging, an dem Herrn Charles Turolds Zimmer liegt, merkte ich unter seiner Türe Licht. Ich wunderte mich, daß er, da er doch nicht schlief, seinen Vater nicht begleitet hatte, doch ich ging vorbei, ohne weiter darüber nachzudenken. Aber da sah ich zufällig, daß das Licht unter der Tür seltsam hin und her flackerte. Erst war es sehr hell, dann wurde es trüb und im nächsten Augenblick flammte es wieder auf.

Das befremdete mich so sehr, daß ich den Flur entlang schritt, zu sehen, was es bedeutete. Ich glaubte, der junge Mann sei vielleicht bei offenem Fenster eingeschlafen und nun schwanke das Gaslicht im Winde. Einen Augenblick stand ich vor der Türe und erwog, was da zu tun sei. Dann hörte ich einen prasselnden Laut und spürte Brandgeruch. Das befremdete mich noch mehr, da ich außerdem wußte, daß das Zimmer an jenem Tag nicht geheizt worden war. Und da ich fürchtete, es sei drinnen ein Brand ausgebrochen, kniete ich nieder und versuchte, durch das Schlüsselloch zu sehen.

Zuerst nahm ich nichts wahr außer hellem Lichtschein und einem menschlichen Schatten an der Wand. Dann erblickte ich Charles Turold. Er stand im Morgenrock vor dem Kamin, in welchem Holzfeuer knisterte. Ich konnte zunächst nicht erkennen, was er tat. Es sah aus, als sei er über das Feuer gebeugt und bewege etwas darüber. Dann sah ich: er trocknete seine Kleider, — den Anzug, den er an diesem Tage getragen hatte. Sie mußten sehr naß gewesen sein, denn Dampf stieg von ihnen auf.

Ich stieg hinunter, um Kaffee zu kochen und Herrn Austin Turold zu erwarten. Einige Zeit verging. Als ich ihn kommen hörte, stieg ich mit einer Tasse Kaffee zur Halle hinauf. Herr Turold schien erstaunt, mich zu sehen. Fragend sah er mich an, als er den Kaffee entgegennahm und ihn stehend trank. Als er mir die Tasse zurückgab, sagte er mir leise, daß sein Bruder tot sei. Ich entgegnete, ich habe deshalb auf ihn gewartet, weil ich das Klopfen und die furchtbare Kunde vernommen hatte. Herr Turold sagte mir auch, ebenso leise als vorher, er fürchte sehr, daß sein Bruder sich selbst das Leben genommen habe.

Dann ging er hinauf. Kurze Zeit nachher zog auch ich mich wieder zurück, doch ohne schlafen zu können. Ich war zu sehr erschüttert, zu sehr verstört. Herrn Turolds Selbstmord ging mir nicht aus dem Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Breimandelei.

Skizze von Th. Vogel-Schweinfurt.

Durch Zufall war ich in den kleinen Kreis von Ingenieuren geraten, die sich über das Raketenraumschiff und über den Weg zum Weltenraum unterhielten. Daher kenne ich die Geschichte von den ewigen Breimandels, die einer der Anwesenden, ein ganz alter Haudegen der Technik, der sicherlich schon etliche Weltteile gesehen haben mochte, zum besten gab:

„Er war Wirklicher Geheimer und Königlich Bayerischer Rat, der Doktor Breimandel, ein ganz hohes Tier, eine Autorität auf dem Gebiet der Ingenieurwissenschaften in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Bartlos, Brille, Fuchsgesicht, Zigarre im Mund, so habe ich ihn in meinen jungen Jahren noch kennen gelernt. Anno 1835, als es an die Erbauung der Ludwigseisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth ging, hatte man auch ihn zu einem Gutachten über die Möglichkeiten, Gefahren und Erfolge des neuen Verkehrsmittels aufgefordert. Er fertigte eines nach allen Regeln seiner Kunst und seines Wissens an: Ein Unding sei es, mit eisernen Rädern aus eigener Kraft auf eisernen Schienen zu fahren, Gesundheit wie Sicherheit der Menschen müsse unter den Rauchschwaden der Lokomotive leiden. Tiere würden scheuen, Pflanzen und Bäume eingehen, Häuser brennen, falls das Vehikel, die sogenannte Stephensonsche Lokomotive, sich überhaupt in Bewegung setzte. Die gesamte technische Wissenschaft, die zur Verfügung stehe, sei sich über diese Sache nicht einig, namhafte Professoren und Gelehrte von Rang, natürlich auch er, müßten zu einem absolut negativen Ergebnis kommen. Also kurz und gut, ein vernichtenderes Urteil als das Breimandels war über den Plan des Eisenbahnbaues schlechterdings nicht zu fällen. Trotzdem schrieb er es mit größter Gewissenruhe niedr, vergaß nicht, Quellen und Literatur anzuführen, versiegelte den umfangreichen Schriftsatz und übergab ihn zur Bestellung einem Amtsboten.

Dann lag das Gutachten neben ein paar anderen auf dem Schreibtisch des Referenten im Ministerium, ward wie die anderen geöffnet, gelesen, geprüft, gewürdigt. Es war das gewichtigste und entschiedenste Gutachten von allen. Darum machte es sich der Referent auch ganz zu eigen, als er seinen Bericht erstatten mußte. Es hätte deshalb nicht viel gefehlt, daß die erste Eisenbahn in Deutschland damals nicht gebaut worden wäre. Die Stimmung war sehr auf Seiten des Herrn Wirklichen Geheimen Rates Doktor Breimandel.

Ein Königswort und ein Königswille entschieden die Sache wahrhaftiger und schöpferischer, als es alle Schul- und Autoritätenweisheit je zu tun vermocht hätten: Ludwig, der Unvergeßliche, nahm sich selber der Sache sehr ernsthaft an, studierte die Gutachten und Berichte seiner Räte, ließ sich von dem Referenten persönlich Vortrag halten. Am meisten aber mußten es ihm Ton und Form des geheimrätlichen Schriftsatzes angetan haben. Denn er bestimmte — in dieser Art seiner handschriftlichen Randbemerkungen hat er manchmal Ähnlichkeit mit dem großen Friedrich gezeigt — daß „trotz aller Breimandelei die Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth ausgeführt werde . . ."

Man baute. Der wackere Paul Denis, die Seele des ganzen Werkes, war Tag und Nacht auf dem Posten, ließ sich durch nichts beirren, durch keinen Fehlschlag entmutigen und wußte allen offenen und heimlichen Widerständen zum Trotz die Bauzeit einzuhalten.

Dem Wirklichen Geheimen Rat Doktor Breimandel war es während dieser Monate nicht sehr behaglich zu Mute. Er vermied es zwar, den Fortgang der Bauarbeiten zu besichtigen oder zu verfolgen, aber da sein Gutachten nicht unbekannt geblieben war, und das königliche Wort von der Breimandelei bei Freunden und Kollegen rasch die Runde gemacht hatte, hielt man ihn doch wider seinen Willen auf dem Laufenden. Und es entsprach ganz der Art des Königs, daß er zu der feierlichen Eröffnung und Einweihung der Ludwigsbahn den Geheimrat besonders laden ließ. Bei königlicher Ungnade möchte er es sich nicht einfallen lassen, etwa krank oder unabkömmlich zu werden.

Der Wirkliche Geheime und Königlich Bayerische Rat Doktor Breimandel, mit allen seinen Orden und Ehrenzeichen versehen, fuhr im ersten Wagen des ersten Zuges, bleich und zugeknöpft, aber trotzdem in Haltung, ein Opfer seiner Überzeugung. Er fuhr noch oft auf dieser Strecke und auf anderen Geleisen der Königlich Bayerischen Staatseisenbahn. Und wenn man auch aus Gründen der Staatsraison die Geschichte allmählich totschwieg und dafür sorgte, daß nichts an die große Glocke kam, blieb er trotzdem für die Eingeweihten eine etwas tragikomische Gestalt: Denn der König, dem der durch die Tat gelieferte Beweis von der Überheblichkeit des seinerzeitigen Gutachtens erst recht Veranlassung zu Schärfe und beißendem Spott wurde, hatte den Doktor Breimandel ob seiner Verdienste und seiner praktischen Erfahrung zu einem der ersten Eisenbahnräte ernannt.

Die Tat ist alles. Wissen und Schreiben und Reden sind nichts. Auch zum Weltenraum wird allen Gründen der ewigen Breimandels zum Trotz der Weg gefunden werden. Immer muß der wahrhaft schöpfertische Mensch unter ihnen leiden, weil sie nicht aussterben, aber auch immer werden das Werk und das erreichte Ziel sie demütigen . . ."

Versonnen, beinahe melancholisch nickte der Alte. Er schwieg eine Weile. Dann sagte er plötzlich: „Die ewigen Breimandels! Übrigens, der Name tut nichts zur Sache, gar nichts! Nicht einmal die Person des Wirklichen Geheimen Rates, der natürlich anders hieß . . .!"

Steckenpferde, Steckenpferde . . .

Von Franz Villard.

Natürlich soll unter der Überschrift „Steckenpferde" nicht von jenem Spielzeug die Rede sein, das uns — offen gestanden — eigentlich nur noch dem Namen nach bekannt ist. Vielmehr gilt hier das Wort im übertragenen Sinne, wo es so viel bedeutet wie Lieblingsbeschäftigung, angenehmste Tätigkeit, bevorzugter Zeitvertreib. Neben der beruflichen Arbeit nämlich, die jeder Mensch hoffentlich mit der ihr zukommenden Freude ausübt, hat er es nötig, sich zu entspannen von ihr, etwas zu tun, das ganz und gar auf einem anderen Gebiete liegt. Einzig und allein die Genies haben die Fähigkeit, sich durchaus ihrer Berufung zu widmen. Wir anderen, wir Durchschnittsmenschen sind leider nicht so gebaut. Ist einer Berufsboxer, so hat er bestimmt manchmal auch das Bedürfnis, zärtlich zu sein; er züchtet dann Hunde oder Kakteen. Ein anderer hat den Drang in die Weite; reisen kann er nicht, so sammelt er mindestens Briefmarken, die seine Phantasie befruchten und ihm dazu noch ästhetisches Vergnügen schaffen. Die Gegensätze berühren sich: der städtische Arbeiter hat Sehnsucht nach der Natur, nach dem Geruch der Scholle. Was liegt näher, als daß er sich einen Schrebergarten pachtet? Der wirtschaftliche Vorteil, den er aus einem solchen Stückchen Land ziehen will, dient ihm nur als Vorwand und Entschuldigung. Ganze Industrien leben davon, daß sie den Liebhabereien Material liefern. Liebhaber-Photographie sagt man ja geradezu; in Berlin gibt es eine Firma, die große Expeditionen ausrüstet, um ihren Geschäftsfreunden Material für ihre Terrarien zu beschaffen, als Chamäleons und Krokodile, Vipern und Kröten und Heuschrecken.

Nett ist zu sehen, wie solche private Liebhabereien in die Öffentlichkeit hineinspielen. Im allgemeinen sind Politiker nicht geneigt, ihre Steckenpferde bekannt zu geben; viel eher schon erfährt man von den Prominenten des Geisteslebens, der Kunst und Wissenschaft, was neben dem Beruf ihr Herz bewegt. Albert Einstein, der Erfinder der Relativitätstheorie, bekennt, daß er leidenschaftlicher Geiger, und ist nicht beides, Geigenspiel wie Segeln, praktische Physik? Alfred Kerr, der Berliner Kritiker, gibt Seefahren als Lieblingsbeschäftigung an. Das las Herbert Ihering, sein kritischer Widersacher, und brummte dazu in den Bart: „Ich hab's ja immer gesagt, er hätte lieber Matrose werden sollen!" Ob Kerr aber in der Eigenschaft mehr geleistet hätte als in seiner jetzigen, kritischen, ist sehr die Frage. Arnold Bronnen kennt kein größeres Vergnügen als Chauffieren, und Erich Maria Remarque huldigt der gleichen Leidenschaft. Der Verfasser des angeblichen Kriegstagebuches hat sich zwar noch keinen Frack kaufen können, wie er verschämt einem Interviewer gestand, aber immerhin konnten ihm aus seinem Auto ein Paar Handschuhe gestohlen werden. Daneben hat Remarque noch eine andere Leidenschaft: Er möchte gar zu gern Baron sein und Freiherr und legt sich

deshalb gelegentlich diese Titel bei. Mynona, sein literarischer Widersacher, kann es nicht unterlassen, aus den gewöhnlichsten Vorfällen des täglichen Lebens Stoff zu bissigen Grotesken zu ziehen. Als ihm sein Schneider offen gestand, daß er Mynonas Rücken für einen runden Rücken und die Brust für eine Hühnerbrust ansehe, war er durchaus nicht verletzt und in seiner Eitelkeit gekränkt: Im Gegenteil, er machte eine Groteske daraus, die den Schneider noch zum Genie stempelte. Karl Hans Strobl, der österreichische Dichter grausiger Geschichten, betreibt in seiner Freizeit Gartenbau. Walther von Hollander tut dasselbe: Die Beschäftigung mit den zarten Kindern Floras führt sie von ihren schrecklichen Visionen in eine blessere Welt. Hermann Stehr, der schlesische Romanschriftsteller, treibt Sport, ebenso gibt Kasimir Edschmid als Lieblingsbeschäftigung Ski und Tennis an, widmet ihnen aber leider viel zu wenig Zeit. Hans Reimann, der es so gut versteht, literarische Modegrößen zu parodieren, ist in seiner freien Zeit viel harmloser: er baut Bleisoldaten auf und erfreut sich an den lustigen Drehungen einer kleinen Dampfmaschine, die er sich noch als Erwachsener kaufte, weil ihm seine Eltern den Wunsch danach niemals erfüllten. Max Krell und Herbert Eulenberg reisen für ihr Leben gern, und Heinrich Ilgenstein, der Verfasser bester Lustspiele, wandert häufig in schönen Gegenden. Dietzenschmidt gesteht, Vegetarier zu sein, Artur Landsberger huldigt der Bibliophilie. Slezak, der Sänger, photographiert wie zehntausend andere, Fritz Lang aber, der Filmregisseur, sammelt ostasiatische Kunst. Martin Rad treibt Märchenkunde neben seinem Hauptberuf als Techniker, die Ergebnisse seines Denkens über diesen Stoff liegen in dem Roman „Noah Hett, der König der Zauberer" vor. Daß alle weiblichen Filmstars mit Puppen spielen, ist übertrieben.

Nichts gibt es auf der Welt, was nicht jemandes Steckenpferd wäre. Bleisoldaten und Krokodile, Kakteen und Automobile, alte Bücher und neue Photographien dienen dem Kind im Manne, das nach Nietzsche spielen will. In einer Fortbildungsschule sollte festgestellt werden, welchen Neigungen die Schüler in ihrer freien Zeit folgten. „Denkt euch", sagte der Lehrer, „denkt euch, ihr hättet eine Stellung, wo ihr ununterbrochen, von Morgens bis Abends, jahraus jahrein arbeiten müßtet, nichts als arbeiten. An einem Tag im Jahr aber, an einem einzigen Tag nur dürftet ihr tun, wozu ihr Lust habt. Was würdet ihr da tun?" Dies und das: der eine wollte ins Kino, ein anderer eine Wasserfahrt machen, ein dritter ins Museum, der fünfte zum Flughafen hinauspilgern ..., einer nur von den vielen wußte, was er seinem Steckenpferd schuldig war: „Ich würde mir an dem Tage eine andere Stelle suchen!" Mit Recht, denn ohne Steckenpferd wäre das Leben nicht lebenswert.

Happy-end.

Ein paar Geschichten mit gutem Ausgang

von G. Mühlen-Schulte.

Klempnerkarl hatte von der Veranda einer Vorortvilla einen Papagei gestohlen, den briet er sich und aß ihn mit Behagen. Ein paar Tage danach fühlte er sich sehr elend. Beim Kassenarzt ließ er sich untersuchen. Der setzte ihm ein Hörrohr auf die Brust, lauschte eine Weile aufmerksam und machte danach ein bedenkliches Gesicht.

Da meinte Klempnerkarl: „Um Himmelswillen, Doktor, hat er etwa was jesagt?"

*

Frau Natalie klagte einem Freunde ihr Leid.

„Sie wissen, daß Onkel Leopold aus Bentschen zu Besuch bei uns weilt. Den ganzen Tag hält er sich im Musikzimmer auf. Natürlich habe ich mein Gesangsstudium sofort abgebrochen. Und nun sitzt er da und sitzt und sitzt und raucht eine Zigarre nach der anderen und geht nicht weg. Nicht durch Güte ist er zur Abreise zu bewegen und nicht durch sanfte Gewalt. Was soll ich bloß machen?"

„Nehmen Sie Ihr Gesangsstudium wieder auf!" riet der Freund.

*

Eines Tages war mit noch ein paar Leuten Max Schmeling, unser bester Schwergewichtsmeister im Boxen, bei mir. Er saß artig im Sessel, redete wenig und dachte viel. Gelegentlich holte er aus und führte einen wuchtigen Streich nach einer herumfliegenden Motte.

Danach zog er seine Taschenuhr.

Sonja sagte: „Warum sehen Sie nach der Uhr, Herr Schmeling, halten Sie es für möglich, daß die Motte bis neun wieder hochkommt?"

*

Auf einer Dampferpartie hatte Frau Pollack einen charmanten Herrn kennen gelernt. Sie traf sich ein paar Mal mit ihm. Dann erlaubte sie sich eine Frage nach dem Beruf ihres Freundes.

„Ich bin Kammerjäger!"

„Ah, Kammerjäger!"

Frau Pollack hatte keine Ahnung, was ein Kammerjäger ist. Glückstrahlend kam sie zum nächsten Rendezvous. Ein längliches Paket brachte sie als Angebinde mit. Der Kammerjäger wickelte es auf und fand darin . . . einen Hirschfänger!

*

In einem Varieté wurde ein dressiertes Schwein gezeigt. Das Schwein konnte Saltos machen, Rad schlagen und auf den Vorderbeinen stehen. In der Stille einer besonders schwierigen Produktion hörte man einen etwas hinterpommersch anmutenden Herrn im Zuschauerraum sagen: „Ein grober Unfug ist es, erkläre ich Ihnen. Wo kommen wir denn da hin, wenn jetzt schon die Schweine mensendiecken, um nicht dick zu werden?"

*

Bei dem Leiter des Revue-Theaters meldete sich ein Mann. Er sagte: „Ich bin Masseur. Ich wäre bereit, für dreihundert Mark im Monat Ihre Tillergirls zu massieren."

„Ist gemacht!" erwiderte der Direktor. „Haben Sie das Geld da?"

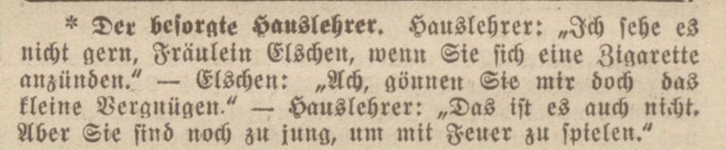
*

Abends gegen neun Uhr besuchte uns Willy Prager. Er war ein wenig abgespannt und legte sich auf den großen Diwan unter der Moscheelampe.

Im Zimmer nebenan zog meine Frau das Grammophon auf. Ein Honolulu-Rag, gespielt von der American Hawaiian-Band, ertönte.

Als die Sache zu Ende war, kam meine Frau herein und fragte: „Na, Herr Prager, wie hat Ihnen das gefallen?"

Schon im Einschlafen brabbelte Prager: „Nu, wundervoll! Ich schwör Ihnen, gnädige Frau, Sie ham eine ganz große Opernstimme!"



Lustige Rundschau

* **Der besorgte Hauslehrer.** Hauslehrer: „Ich sehe es nicht gern, Fräulein Elschen, wenn Sie sich eine Zigarette anzünden." — Elschen: „Ach, gönnen Sie mir doch das kleine Vergnügen." — Hauslehrer: „Das ist es auch nicht. Aber Sie sind noch zu jung, um mit Feuer zu spielen."

* **Er ist vorsichtig.** „Warum arbeiten Sie nicht? Arbeit hat noch keinen Menschen umgebracht!" — „Das ist möglich, Herr! Aber ich will es doch lieber nicht riskieren!"

*

* **Die notleidende Familie.** „Verzeihen, können Sie mir eine Mark geben, ich möchte zu meiner Familie!" — „Bitte, hier, mein Lieber. Wo ist denn Ihre Familie?" — „Im Kino!"

*

* **Der Weltverbesserer.** „Eine scheußliche Unsitte von den Spaziergängern, die leeren Obsttüten auf die Straßen zu werfen — ich stecke sie immer in den Briefkasten!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.